

**Interview mit Peter Godzik, Propst des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg,
am 25.10.06 in Ratzeburg**

Interviewer: Prof. Dr. Reimer Gronemeyer, Michaela Fink

Länge der Audiodatei: 1:18:58

Transkription: Thorsten Euler

Korrektur und Formatierung: Michaela Fink

Inhalt des Interviews:

- Biographisches
- Wie Peter Godzik zur Hospizarbeit gekommen ist
- Die Anfänge der Hospizbewegung in Deutschland (Debatte um Gettoisierung, Rolle der Kirchen, erste offizielle Stellungnahme der Kirche, erste Tagungen/ Veröffentlichungen/ Arbeitsgruppen, Personen und Organisationen etc.)
- Das Celler Modell
- Literatur
- Die Rolle der Theologie in der Hospizbewegung
- Die Hospizbewegung als Bürgerbewegung
- Kritik an der gegenwärtigen Entwicklung (Gefährdung des Ehrenamts durch Professionalisierung, Marginalisierung der Theologie)

Anhang:

Kurzbiographie Peter Godzik

Reimer Gronemeyer: Wir würden gerne beginnen damit, dass wir Sie bitten einfach ein Stück ihrer Lebensgeschichte, vielleicht zugespitzt schließlich dann auch auf die Frage, was Sie mit der Hospizbewegung verbindet, am Anfang von Ihnen zu hören.

Peter Godzik: Ich heiße Peter Godzik. Ich bin jetzt 60 Jahre alt. Die ersten 20 Jahre habe ich in Flensburg verbracht, dort Abitur gemacht und dann in Kiel und Hamburg Theologie studiert und bin Pastor geworden. Ich war 12 Jahre lang Gemeindepastor in Büdelsdorf bei Rendsburg und bin dann 1987 für sechs Jahre in das lutherische Kirchenamt nach Hannover gegangen – ausgeliehen von der Nordelbischen Kirche als Referent in das lutherische Kirchenamt – und da hatte ich dann zu tun mit drei Stücken:

- mit der Seelsorge an Schwerkranken und Sterbenden, unter anderem auch Hospizarbeit;
- mit der Fortbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer und
- mit dem Dialog mit den religiösen Gemeinschaften.

Das waren meine Tätigkeiten. Nach diesen sechs Jahren bin ich dann wieder ins Pfarramt gegangen, an den Dom in Schleswig, da war ich viereinhalb Jahre lang tätig; und jetzt seit etwa neun Jahren Propst des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg.

Inzwischen habe ich geheiratet natürlich und habe mit meiner Frau vier Töchter, ein Adoptivkind aus Kolumbien – wir waren ein Jahr lang mal in Bogotá, der Hauptstadt von Kolumbien, tätig – und haben dann 1975 unsere erste leibliche Tochter bekommen, die sehr schwer behindert zur Welt gekommen ist, und ich hatte seitdem immer mit dem Thema Krankheit, Behinderung, Tod zu tun. Dann haben wir aber 1984 noch mal Zwillinge bekommen, die gesund und munter zur Welt gekommen sind und nun also 22 Jahre alt sind und studieren, die eine Biomedizin und die andere Jura.

Ja, das ist es so im Groben. Der Hintergrund ist natürlich diese Auseinandersetzung mit Krankheit, Sterben, Tod, Behinderung zu Beginn meiner Gemeindepfarrertätigkeit in Büdelsdorf. Und natürlich hatte ich dort auch einen Besuchsdienst, ein paar Damen, die mich begleitet oder mir geholfen haben, die Älteren in der Gemeinde zu besuchen. Und mit denen habe ich Fortbildungen gemacht, unter anderem natürlich auch „Interviews mit Sterbenden“ von Elisabeth Kübler-Ross. Und so könnte man sagen, dass der Reihe nach alle ihre Bücher für mich immer die Impulse gewesen sind, mich mit dem Thema zu beschäftigen.

Als ich dann nach Hannover gegangen bin und 1988 meinen ersten Aufsatz schrieb über Bücher zum Thema, da habe ich mir ihre Veröffentlichungen – die von Elisabeth Kübler-Ross – als Leitfaden genommen. Das ist sozusagen die Gliederung, nach der ich vorgegangen bin. Zum Schluss ging es zum Beispiel um AIDS oder davor um Kinder, oder es ging um die Sprache der Sterbenden, was wir noch tun können. Und das kann man so richtig – in einer Art Gliederung der Auseinandersetzung, Beschäftigung mit dem Thema „Sterben und Tod“ – aufhängen an den Büchern von Elisabeth Kübler-Ross.

Ja, und dann passierte es, als ich 1987 nach Hannover ging, bekam ich einen Brief auf meinen Schreibtisch von Renate Wiedemann aus Buchholz in der Nordheide. Die war damals die Vorsitzende der Deutschen Hospizhilfe. Sie schrieb mir und wollte gerne von mir wissen, ob die Kirchen nun dazu positiv oder negativ denken. Und es gab zu der Zeit noch viel negative Äußerungen zur Hospizbewegung – so nach dem Motto: Gettoisierung, Institutionalisierung, Überlastung der Mitarbeitenden, niemand wollte das. Da war ja eine Tagung in einer katholischen Akademie (sc. Stuttgart) gelaufen, in der es darum ging, die Experten zu befragen, was halten die davon, und da gab es viel Kritik und Negatives.

So, nun machten wir uns daran, zu erklären oder vorzubereiten eine lutherische Generalsynode 1988 in Veitshöchheim bei Würzburg, die sich mit dem Thema „Von der Begleitung Sterbender“ beschäftigte. Und unter den vielen Themen (es waren insgesamt sieben) war eines „Hospiz – ein eigenes Haus für das Sterben?“ Damals hieß das noch Haus. Und wir versuchten natürlich, deutlich zu machen: Hospiz ist kein Haus, sondern eine Idee, ein Konzept. Und die Hauptparole hieß nicht „durch die Hand eines Menschen sterben“, also Euthanasie,

vorzeitige Beendigung von Leben, sondern „an der Hand eines Menschen sterben“ – also gut begleitet.

Nun zu den sieben Arbeitsbereichen, die hießen zum Beispiel

- „Sterbebeistand als Hilfe zum Leben“,
- „Geistliche Angebote zur Sterbebegleitung“,
- „Sterbehilfe – Tötung auf Verlangen?“,
- „AIDS – niemanden allein lassen“,
- „Hospiz – ein eigenes Haus für das Sterben?“,
- „Wenn Kinder sterben“ und
- „Hoffnung über den Tod hinaus“.

Diese sieben Themen haben wir bearbeitet, allerlei dazu entwickelt und entworfen. Jede Arbeitsgruppe bekam einen Reader, in dem aufgearbeitet war, was bis dahin an Literatur, an Thesen da war, und den Entwurf einer Stellungnahme.

Das war die Arbeit eines Referenten im Lutherischen Kirchenamt, Generalsynodale in den Stand zu versetzen, ein Thema ordentlich bearbeiten zu können. Natürlich waren das zum Teil auch selber große Experten: Seelsorger, Krankenhausseelsorger, Leiter und Leiterinnen von diakonischen Einrichtungen, Ärzte, Krankenschwestern, Pfleger, Psychologinnen, Psychologen – die Berufe, die eben so einschlägig sind an dieser Stelle. Und man muss sagen, besonders die Frauen der Generalsynode hatten das Thema transportiert, weil natürlich das Thema Pflege und Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden ein eher von Frauen wahrgenommenes Thema ist. Aber es gibt auch einige Männer, die sich darum kümmern.

So, und nun ist es dann immer spannend für einen Referenten zu erleben: Was davon wandert unbesehen in den Orkus, in den großen Rundordner, und was wird aufgenommen, fast unverändert übernommen und an welchen Texten wird so gearbeitet, dass man sie wenigstens noch etwas wiedererkennt? Und so ist mir das dann gegangen, diese Synode brachte ein Büchlein heraus – das war das erste von sechs Büchern, die inzwischen von mir erschienen sind, an denen ich beteiligt war –: die Dokumentation dieser Generalsynode. Und die hat, weil das ein Unterthema war, das ganze Thema „Hospizarbeit“ für mich sozusagen in die Gänge gebracht. Und dann war es natürlich so, dass ich in der Vorbereitung dieser einen von sieben Arbeitsgruppen die entscheidenden Leute kennenlernte, entweder durch Literatur oder durch Besuche, Vorgespräche und auch durch Einladungen zur Generalsynode.

Ich lernte bei der Gelegenheit zum Beispiel Dr. Petra Muschaweck kennen, aus Hannoversch-Münden von „Omega – mit dem Sterben leben e.V.“, lud sie ein, mitzuarbeiten auf der Generalsynode. So lernten wir uns kennen und haben dann in der Folge der Generalsynode ein Buch herausgebracht – dieses „Lasst mich doch zuhause sterben!“, im Gütersloher Verlagshaus erschienen. Bei der Gelegenheit wieder das Kennenlernen von verschiedenen interessanten Menschen, Autoren, die mitgearbeitet haben, einer davon war Professor Student, der aber ein Manuskript ablieferte, das so lang war, dass meine Mitherausgeberin Petra Muschaweck es kurzer Hand ablehnte, das abzdrukken. Es wurde dann ein eigener Sonderdruck. Ich hab das immer schwer bedauert, weil der kleine Sonderdruck von dieser Arbeitsgruppe „Zuhause sterben“ in Hannover bald besser gelaufen ist als unser Buch, und wenn wir Student drin gelassen hätten, wer weiß, ob dieses Buch dann nicht noch mehr Furore gemacht hätte. Aber so lernt man dann auch: Wie macht man ein Buch, welche Texte gehen, welche nicht. Man muss auch mal Kompromisse machen und manches bedauern. Und trotzdem ist das eine schöne Angelegenheit geworden. Bei der Gelegenheit habe ich natürlich auch Franco Rest kennen gelernt. Also: ich kannte Renate Wiedemann, ich kannte Petra Muschaweck, ich kannte Franco Rest.

Reimer Gronemeyer: Jens Bruder ist auch dabei gewesen?

Peter Godzik: Ja, Jens Bruder, der war auch dabei. Und natürlich Daniela Tausch-Flammer, dann Helmuth Beuthel oder Ursula Lesny zum Beispiel, die in Stuttgart diese Sitzwachen-
gruppen begründet hat. Uns so weiter und so fort – viele, viele sehr interessante Leute.

Ein anderes Thema im Zusammenhang mit unserer Generalsynode zum Thema „Sterbende begleiten“ war ja, ob man Unterrichtsmaterial machen könnte für die Ausbildung von Ehrenamtlichen – „Sterbebeistand als Hilfe zum Leben“. Und damit verbunden waren Musterseminare, Kurse, die wir im Gemeindegottesdienst in Celle gaben. Daraus ist dann entstanden das sogenannte „Celler Modell“ zur Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden „Verlaß mich nicht wenn ich schwach werde!“ Und das orientiert sich in seiner didaktischen Grundstruktur für die ehrenamtlichen Helfenden – also das Missverständnis war dann ja immer, als würden wir Sterbende pädagogisch-didaktisch begleitet sterben lassen wollen. Das ist natürlich Unsinn. Aber diejenigen, die sie menschlich begleiten, die brauchen eine gute Vorbereitung, und da kommt man ohne Erwachsenenpädagogik und didaktische Dinge nicht aus. Da haben wir dieses Konzept entwickelt, dass sich sehr gut gemacht hat. Eigentlich ist das so das Standard-Ausbildungsprogramm geworden in Deutschland. Vor allen Dingen, als die Katholiken mit ihren Malteser-Werken – die waren ja im Entstehen zur Trägerschaft von katholischen stationären Hospizeinrichtungen, aber auch ambulanten – sagten: Wir übernehmen dieses Ausbildungsmodell. Das ist manchmal in der katholischen Kirche bekannter gewesen, als in der evangelischen.

In der evangelischen handelte es mir ja dann auch die Kritik von Reimer Gronemeyer ein, der einen in seinen spitzen Bemerkungen ja klassischen Satz gebraucht hat, nämlich er nannte das den „orthothanatologisch gesicherten Abgang“. Das werde ich nie vergessen! (lachend) Eine heftige Kritik an unserm Celler Modell, und wir mussten uns Mühe geben zu sagen, ja Leute, die Menschen sollen nicht „orthothanatologisch gesichert“ abgehen, sondern sie sollen menschlich begleitet werden. Aber die, die sich ehrenamtlich bereit finden, die sollen nicht nur mit heißem Herzen daran gehen, das auch, aber doch auch ein bisschen was können und wissen und sich vorbereiten, auf Gruppen einlassen, vor allen Dingen, weil wir denken: Wer nur mit heißem Herzen kommt, der macht wohlmöglich auch viel falsch, ist nicht zurückhaltend genug oder setzt sein Tun nicht der Kritik, der Supervision anderer aus, was soll das also? Wir wollten die Ehrenamtlichen gerne vorbereiten.

So ist dann also ein Riesenunternehmen entstanden – im Zusammenhang eigentlich nicht so sehr mit der eigentlichen Hospizarbeit, sondern zunächst einmal für mich mit der Entwicklung dieses Ausbildungs- oder Vorbereitungsmodells. Wir haben dann doch lieber „Vorbereitung“ statt „Ausbildung“ gesagt, weil wir dem Missverständnis, es handele sich um irgendwie staatlich anerkannte Ausbildungsmodelle, nicht dienen wollten, sondern deutlich machen, das ist Vorbereitung. Und es war ursprünglich gedacht als „Seelsorge der Gemeinde“. Da ist ja ein Gemeindegottesdienst in Celle. Und gerade die Gemeinden sollten in den Stand versetzt werden, das zu tun, was sie früher getan haben, nämlich Schwerkranken und Sterbende kompetent begleiten zu können. Dann stellte sich heraus: Die Hospizbewegung hat sich dieses Konzeptes angenommen, und es ist sozusagen eine Zeitlang *das* Vorbereitungs- oder Ausbildungsmodell innerhalb der Hospizbewegung geworden.

Zum Thema Hospizarbeit selber war es so, dass wir damals einen ersten Arbeitsbericht geschrieben haben für die Generalsynode im Nachhinein, weil die Erklärung, die damals abgegeben werden konnte, sehr schwach war. Eigentlich sind mehr Fragen gestellt, als Antworten gegeben worden. Um das mal deutlich zu machen: Auf zwei Seiten in diesem Dokumentationsbändchen wird erst mal die Grundlage beschrieben und dann gesagt: „Es zeichnet sich ab, dass das Hospiz verstärkt eine Aufgabe der Kirche werden wird. Wegen der vielfältigen und noch nicht ausgewerteten Erfahrungen, die wesentlich aus dem angelsächsischen Raum kommen, stellen wir den Antrag, eine Gruppe zu berufen, die sich längerfristig umfassend informiert und bei der nächsten Synodaltagung berichtet.“

Also das, könnte man ja etwas spöttisch sagen, übliche Verfahren bei Synoden bei heißen Themen, da setzt man erst mal einen Ausschuss ein. Das geschah, und wir haben dann – der war übrigens ökumenisch besetzt, also Vertreter der katholischen Kirche waren da drin und interessante Leute aus der damaligen Hospizbewegung und Hospizarbeit – 1990, also zwei

Jahre nach der Synode, diesen Bericht abgegeben, und damit war klar: Wir klinken uns ein in die internationale Hospizbewegung, wir verstehen ihr Anliegen, wir beschreiben, worauf es ankommt.

Und das ist dann die erste offizielle kirchliche Stellungnahme positiv zur Hospizbewegung geworden. Danach kamen natürlich die Katholiken häufiger: also die Bischofskonferenz hat sich geäußert, Caritas und Malteser haben sich geäußert, der Papst hat sich geäußert. Aber die erste kirchliche Stellungnahme waren wir mit diesem Text. Und daran haben übrigens mitgewirkt zum Beispiel der Dr. Ulrich Eibach; Petra Muschawek war dabei; Dr. Hermann Barth, der jetzige Präsident des Kirchenamtes der EKD; Wolf-Dietmar Szepan vom Diakonischen Werk in Rendsburg; zwei Ärztinnen, Frau Dr. Böning und Frau Dr. Delbrück; eine Diakonin und der Landespfarrer für Diakonie Dr. Minke aus Oldenburg. Prof. Klaschik wurde eingeladen als Experte, den habe ich auch bei dieser Gelegenheit kennengelernt. Das kann man ja dann nachlesen, was damals dabei herausgekommen ist (Texte aus der VELKD 39/1990).

Seit '87 war ich damit beschäftigt im Kirchenamt; Vorbereitung der Synode, die war dann '88; die Erklärung war '90; und besonders in den folgenden Jahren habe ich mich u. a. immer wieder mit diesem Thema beschäftigt: 1992 gab es eine Art „Dokumentation über die Hospizbewegung in der Bundesrepublik Deutschland“, eine der ersten, die die Geschichte der Hospizbewegung erzählt: Texte aus der VELKD 47/1992. Das war eine Dokumentation, die vor allen Dingen auch den Versuch machte, die damals vorhandenen Adressen endlich allen zugänglich zu machen. Das Problem war nämlich: Renate Wiedemann von der Deutschen Hospizhilfe in Buchholz rückte nicht alle Adressen raus, sondern nur nach Postleitzahlen sortiert, so dass sie eine Art Monopol hatte auf alle Adressen. Wir haben uns dann die Mühe gemacht, mal zusammenzustellen, wen gibt es da alles, wer macht was, wie heißt die Adresse? Und das ist eine Art Bestandsaufnahme geworden: Das gibt es, das ist die Geschichte, die dahinter steckt.

Um mal ein paar Anfänge zu notieren: Pfarrer Türks, dann Volontieri, Daniela Tausch und all diejenigen vom Hospizverein in München. Der Christophorus-Hospizverein ist ja der erste in Deutschland gegründete Verein 1985 mit dem Pater Iblacker. Also, es ging um die verschiedenen Impulse. Zielinski war ja der erste, aus seinen brasilianischen Erfahrungen heraus, der ist später da wieder hingegangen ...

Anfangen hatte das für mich alles mit dem Film, den Iblacker mitbrachte aus London und kommentierte: „Noch 16 Tage“, und der hatte den Untertitel „Eine Sterbeklinik in London“. Der lief 1971, und das hat uns zehn Jahre gekostet, weil wir erst mal dagegen angehen mussten und sagten: Wir wollen keine „Sterbekliniken“. Das galt als schrecklich in Deutschland.

1978 gab es diese Anfrage vom Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit: Was halten die Wohlfahrtsverbände, die Kirchen von der Einrichtung? Ob der Bau von Sterbekliniken in Deutschland nach englischem oder schwedischem Muster befürwortet wird? Und da fand dann eine Tagung der katholischen Akademie Stuttgart statt „Sterbekliniken oder was brauchen Sterbende?“ – mit Heinz Lothar Jehlen, der war Ministerialrat im Bundesministerium; mit Paul Sporken, dem katholischen Moralthologen; auch Zielinski war beteiligt. Und danach ging es darum – den klassischen Aufsatz dazu hat ja Christoph Student geschrieben –: „Hospiz versus Sterbeklinik“.

Ich habe damals besonders den Beitrag von Johann-Christoph Student hervorgehoben und einen in meiner Dokumentation damals nicht so berücksichtigt, wie ich das hätte tun sollen. Er hat mir dann später mal etwas bitter dazu geschrieben, nämlich durch seine Frau Gisela Rest-Hartjes. Also, Franco Rest habe ich damals nicht richtig aufgenommen und zwar, weil mir zu dem Zeitpunkt nicht alle Leute bekannt waren von Angesicht zu Angesicht. Ich kannte einige, und ansonsten habe ich ganz viel mit Literatur gearbeitet. Und wahr ist, er kümmerte sich um Pflegeeinrichtungen, er war ja an der Fachhochschule Dortmund für Pflegende zuständig und hat da wunderbare Sachen geschrieben, aber diese Institution oder dieses Projekt „Hospizarbeit“ war nicht im Fokus seiner Aufmerksamkeit, so kam es mir jedenfalls damals

vor. Aber das hat sich geändert, das wäre dasselbe, als würde man Reimer Gronemeyer für einen strikten Gegner von Hospizarbeit halten, weil er mal vom „orthothanatologisch gesicherten Abgang“ gesprochen hat. Inzwischen ist er schwer bekehrt und forschend und begleitend und weiß ich wie tätig.

Ganz so schlimm war es bei Franco Rest eigentlich nie. Er hat sich eher bedeckt gehalten, aber auch kritisch geäußert, er ist ja auch ein kritischer Geist, der immer sieht: Stimmt das eigentlich mit den Werten und der Menschlichkeit? Und was soll das immer, statt einfach zu sein, menschlich zu sein? Das ist ja eigentlich auch Ihr Anliegen, Herr Gronemeyer. Jedenfalls, ich würde, wenn ich es heute noch mal schreiben müsste, eine Klammer einfügen: „Er (sc. Student 1985) stützte sich dabei auf folgende Befürworter ...“, und dazu gehört dann auch Franco Rest.

Das habe ich hier schon mal notiert, aber ich bin ja nie in die Verlegenheit gekommen, das noch mal machen zu dürfen. Und das, was Sie vorgestellt haben an Geschichte der Hospizbewegung, das war mal ein Vortrag, den habe ich gehalten in Sankelmark in der Akademie. Als ich nämlich zurückkehrte aus Hannover nach Schleswig-Holstein, hier nach Nordelbien, da habe ich mitgeholfen den Hospizlandesverein und -verband mitzugründen und war an den Vorbereitungen der Nordischen Hospiztage beteiligt und habe dann zugesagt, nicht nur einmal im Jahr im Frühjahr diese Hospiztage mit vorzubereiten, sondern im Herbst ein Fortbildungswochenende für Ehrenamtliche zu machen mit jemandem zusammen. Daraus ist auch noch eine eigene Welt geworden. Aber in Sankelmark habe ich dann mehrfach vorgetragen, unter anderem auch über die Geschichte der Hospizbewegung, und dabei passierte es mir, dass ich eben den Brief kriegte von Gisela Rest-Hartjes, die sagte, das nächste Mal dürfte ich Franco nicht vergessen. Das habe ich dann auch nie wieder getan, und wir sind uns bei vielen Gelegenheiten begegnet, und besonders schön war es, glaube ich, in Braunschweig auf dem ersten Ökumenischen Hospizkongress, wo wir dann einen Hospizchor gründeten und Franco und ich fröhlich und gerne darin gemeinsam sangen.

Man könnte sagen, die Auseinandersetzung mit der Hospizarbeit ist das beständige Kennenlernen von Menschen gewesen, Frauen wie Männern, die einem ihre Liebe zu einer bestimmten Art von Arbeit, Werten, Projekten, vermittelten, und das konnte ich nur nachvollziehen oder entdecken: Was ist da Tolles los? Ich bin froh, dass ich ein Teil davon bin und meinen kleinen Beitrag, nämlich das „Celler Modell“, vorstellen und einbringen und ein bisschen weiter daran mitarbeiten konnte, dass die Kirchen sich weiter differenziert und positiv dazu äußerten. Das ist so mein Eindruck.

Und das Ganze fand dann einen gewissen Höhepunkt darin, dass ich für das Diakonische Werk in Stuttgart mit anderen zusammen mal so ein Grundsatzheft gemacht habe: „Hospizarbeit in den Einrichtungen des Diakonischen Werkes“. Das hing damit zusammen: ich war ja als Referent im Lutherischen Kirchenamt von Hannover von '87 bis '93 sozusagen so gut wie der einzige evangelische offizielle kirchliche Ansprechpartner für dieses Thema.

Als ich aus Hannover wegging, war klar, meine Stelle würde so nicht wiederbesetzt werden im Lutherischen Kirchenamt. Sie war sowieso eine Sonderstelle und fiel wieder zurück in ihre früheren Teile und Ursprünge und mir war klar, es gibt ein einziges Thema, das muss weitergehen auch über mein Ausscheiden hinaus und das ist das Thema „Hospizarbeit“. Und damals habe ich dann Briefe geschrieben an den Diakoniepräsidenten Neukamm, dreimal, und beim dritten Mal hat er endlich den Schwiegersohn des württembergischen Landesbischofs, der sein Referent war, geschickt, und dann durften wir einen ersten Hospizkongress machen in Tübingen, im „DIFÄM“, im Deutschen Institut für ärztliche Mission. Und also nahm sich das Diakonische Werk der Sache an, beschrieb Grundsätze, stellte Geld zur Verfügung, richtete eine Pfarrstelle ein mit Frau Kottnick. Roswitha Kottnick wurde dann sozusagen in meiner Nachfolge die Koordinatorin auf der evangelischen Seite für die Hospizarbeit in Deutschland. Und ich vermachte ihr alle Bücher, die ich im Lutherischen Kirchenamt zum Thema „Sterbende begleiten“ angeschafft hatte. Mit Einverständnis des Finanzreferenten gaben wir die als

Dauerleihgabe (oder vielleicht auch als Geschenk?) an das Diakonische Werk nach Stuttgart, so dass die Leute erstens eine Ansprechpartnerin hatten, eine die mitarbeitete zu den Grundsätzen der Hospizarbeit, und zweitens eine, die auch Auskunft geben konnte über Literatur. So ist also eigentlich, als ich aus Hannover wegging, das Ganze nach Stuttgart gewandert.

Ich kam aber ja nun zurück nach Schleswig-Holstein und engagierte mich auf Landesebene bei den Nordischen Hospiztagen. Und nun muss ich ein Geständnis machen. Es ist ja einfach fällig in so einer Situation. Sie hatten beim ersten Ökumenischen Hospizkongress in Braunschweig vorgetragen. Ich war draußen und schimpfte etwas, weil ich fand, man müsste nicht so einen scharf formulierenden Kritiker der Hospizbewegung sich einladen, und war gar nicht damit einverstanden. Die anderen fanden das aber alle hinreißend, und inzwischen bin ich ja auch viel versöhnter damit. Aber als ich nach Schleswig-Holstein kam und dann die Akademie in Sankelmark nichts Besseres zu tun hatte, als gleich wieder mit Reimer Gronemeyer zu planen, ... sagte ich: „Jetzt macht das mal alleine. Ich will da nicht mehr groß mitarbeiten.“ Das war auch mehr ein Anlaß, man kann ja nicht soviel auf einmal tun, und ich bin froh, dass ich erstens meine Kritik persönlich loswerden durfte, und zweitens denke ich, dass wir inzwischen ganz versöhnt miteinander sein können. Und ganz klar ist, die Hospizarbeit muss auch kritische Impulse hören, verstehen, integrieren – also, nur um das mal deutlich zu sagen. Aber dann ergab sich für mich Folgendes:

Auf einmal sollte ich neben den Nordischen Hospiztagen, immer im Frühjahr, im Herbst jeweils ein Wochenendseminar machen für Hospizarbeitende auf Landesebene zusammen mit ... ja, mit wem? Ich fand eine Gestalttherapeutin namens Marion Loh und habe 11 Jahre lang mit ihr jeweils im Herbst ein Seminar für Hospizmitarbeitende gemacht. Einmal musste sie fehlen aus Krankheitsgründen und schickte eine sehr kompetente befreundete Kollegin als Vertreterin, mit der ich das auch sehr schön gestalten konnte. Und dann haben wir zuerst in Lügumkloster, dem Refugium der dänischen Volkskirche, später in Angeln auf dem Hof Ruhe in Osterbunsbüll und einmal, weil wir dort nicht unterkommen konnten, auch in Rickling, unsere Seminare gehalten, als eine Art Geschenk für die ehrenamtlich Mitarbeitenden in der Hospizarbeit, so eine Art Rekreation, ein subventioniertes Seminar – sie mussten schon auch Eigenanteil bezahlen – und ein wenig Fortbildung zu symbolisch interessanten Themen. Und daraus ist jetzt ein Buch geworden, und zwar „Zum eigenen Leben finden“ heißt das. –

Noch ein bisschen zum „Celler Modell“. Das Gemeindegemeinschaft in Celle entwickelt Kurse zu bestimmten Themen, die in den Gemeinden behandelt und nachgemacht werden können, richtige Modelle z.B. „Gottesdienst leben“, „Neu anfangen“, oft auch Projekte, die aus anderen lutherischen Kirchen Skandinaviens oder Nordamerikas zu uns nach Deutschland geholt, übersetzt, adaptiert und neu herausgegeben werden: „Wort und Antwort“, „Gottesdienst leben“, „Neu anfangen“ und so weiter und so fort. Wenn man sich darüber informieren will, das Gemeindegemeinschaft in Celle hat eine Homepage, und da kann man sehen, was da für Projekte angeboten werden.

Jetzt war unser Projekt insofern besonders: ohne Vorbild aus dem Ausland, komplett von vorne bis hinten neu gemacht und eigentlich eins, das nicht im Bereich von „Glauben weitergeben“ liegt, sondern ein diakonisch-seelsorgerliches Projekt. Und die Regel war, man macht eine Konsultation, dann eine Konsultationsphase, dann gibt's eine Projektentwicklungsphase und wenn man das Projekt fertig hat, gibt's eine Projektbegleitphase. Und die Materialien werden nicht veröffentlicht, sondern die kann man immer nur durch Teilnahme an den Kursen in Celle bekommen. Von diesem Grundsatz ist man inzwischen abgewichen, andere Projekte „Wort und Antwort“ z. B. sind auch längst erschienen, aber wir waren damals die ersten, die in die Situation kamen, dass wir sahen: noch ehe überhaupt groß Kurse gelaufen waren, wollte schon jemand das zu einem Buch machen. Und zwar durch die Bilder von Ferdinand Hodler zum Sterben seiner Geliebten Valentine Godé-Darel.

Leider sind die Bilder in diesem Buch nicht abgedruckt, weil sie abzdrukken zu teuer gewesen wäre. Es gibt aber eine Diaserie als Begleitmaterial zu dem Buch, da sind diese Bilder alle

enthalten. Und ich habe mir ein Exemplar gemacht, da sind sie integriert, das zeige ich ihnen nachher gleich. Jedenfalls, der Projektsekretär dieses Projektes, Burkhard Straeck, Pfarrer in Hannover, war Nachfolger von Wolfgang Longardt für die Redaktion von „Was und Wie?“ im EB-Verlag Hamburg. Und er schrieb für diese Zeitschrift „Was und Wie?“ einen kleinen Artikel über dieses Projekt. Das sah der Verleger Dr. Brandt und sagte: „Ich möchte gerne daraus ein Buch machen.“ Und da haben wir ihm dann die Materialien zur Verfügung gestellt, und das ist dann das Buch geworden.

Und ich danke eigentlich besonders dem Nachfolger von Alfred Seiferlein, der unser erster Referent war im Gemeindegremium in Celle, nämlich Andreas Ebert, der ja das Enneagramm herausgebracht hat von Richard Rohr, der viele Bücher übersetzt, viele geschrieben hat, dass daraus ein Buch wurde. Denn das eine sind Arbeitsmaterialien, und das andere ist ein Manuskript, und da ist, wie ich inzwischen gelernt habe, der Weg zu einem Buch noch relativ weit. Aber er hat es geschafft, die 2 mal 8 Schritte aus dem Grundkurs und dem Vertiefungskurs so in ein Manuskript zu fassen, dass daraus ein Buch werden konnte. Und der Kompromiss war damals: Nur das Teilnehmermaterial erscheint öffentlich, so dass man das kaufen kann, und das sogenannte Leitungshandbuch mit den ganzen didaktischen Anweisungen, wie man's denn macht, die gibt es nur im Gemeindegremium in Celle gegen Teilnahme. Das war sehr mit der heißen Nadel genäht, dieses erste Leitungshandbuch (von dem ich inzwischen nur noch ein von einer Freundin zurückgegebenes Exemplar fest gebunden besitze, alles andere hat sich aufgelöst; wir hatten nämlich Ringordner für das Teilnehmermaterial; ich habe das Leitungshandbuch aufgeschnitten, gelocht und dann auch in den Ringordner hineingetan). Das war so mit der heißen Nadel genäht, dass wir einige Zeit später noch eine zweite Auflage (sc. mit Ergänzungen und Korrekturen) machen mussten. Und so ist dann eben die zweite Auflage des Leitungshandbuches entstanden. ...

Inzwischen ist leider Folgendes passiert – zum großen Jammer von Herrn Dr. Brandt, der die Bücher gedruckt hat. Das Gemeindegremium in Celle war der Meinung, dass nach der Wiedervereinigung und dem Hinzukommen der östlichen Gliedkirchen das „Celler Modell“ unbedingt noch einmal überarbeitet werden müsste, besonders in seinen allzu frommen Teilen. Man will säkularer sein und vielleicht auch in gewisser Weise ergebnis-offener. Ich will das mal deutlich machen: Und zwar gibt's den ganzen Ärger nur um den Vertiefungskurs herum. Der aber ist das Eintrittsbillet für die katholische Kirche. Nur weil es diesen Vertiefungskurs gibt, hat die katholische Kirche, haben die Malteser-Werke, das zu ihrem Grundmodell erklärt. Aber die Evangelischen hatten damit immer Probleme.

Ich erläutere kurz: Der Grundkurs (die Geschichte von den Emmaus-Jüngern, elementarisiert in 8 Schritten: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, weitergehen, bleiben, loslassen, aufstehen) ist nichts weiter als eine Art Seelsorgekonzept – das sind lauter aktive Verben. Und wie ich herausgefunden habe: Isidor Baumgartner, der katholische Nestor der Pastoraltheologie, hat in Vorlesungen mit der Emmaus-Geschichte gearbeitet; Manfred Seitz hat seine Seelsorge-Vorlesung damit bestritten.

Wir haben einen spezifisch eigenen Zugang mit diesen 8 Schritten, 8 aktiven Verben, und wir behaupten: Jede Seelsorge enthält das gekonnte Umgehen mit diesen 8 Verben. Und wenn man ganz genau hinguckt, eigentlich jede Gruppe, jede Gruppendynamik: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, weitergehen, bleiben, loslassen, aufstehen. Das saß und ist unverändert. Man hat ein bisschen Material ergänzt und, wie ich finde, in dem neuen Modell (das übrigens jetzt erschienen ist im Gütersloher Verlagshaus, weg von Dr. Brandt zu einem andern Verlag) auch die Didaktik etwas verändert.

Und zwar ist da Folgendes passiert: Man hat in der neuen Auflage nicht das Teilnehmerhandbuch zum Buch gemacht, sondern das Leitungshandbuch. Und die Teilnehmermaterialien in einer CD-ROM hinten reingeklebt. Jetzt entsteht die merkwürdige Situation, wenn man das Buch nimmt: keine Bilder, eine Bleiwüste und lauter didaktische Empfehlungen. Das ist ein

Lehrbuch, das nimmt man nicht gerne zur Hand. Und das, was kostbar ist, ist in der CD-ROM, das kann man aber nicht sofort sehen. Schade, schade, schade! Denn:

Als ich von Hannover wegging und wieder nach Schleswig kam, Gemeindepfarrer wurde, da habe ich selbst eine Hospizgruppe gegründet und mit dem Unterrichtsmaterial, das ich entworfen hatte, selbst gearbeitet. Der erste Mann, der zu uns in eine Gruppe kam, erkrankte an Krebs, der starb in der Zeit, in der wir den Kurs zu Ende führten. Das Buch, das Teilnehmerhandbuch, lag zu Hause auf dem Wohnzimmertisch, und seine Frau und er haben darin gelesen und beide sind über die wunderbaren Texte, die da drin sind, miteinander ins Gespräch gekommen. Das macht man nicht mit einer CD-ROM.

Ich war darüber so traurig, dass ... Aber ich muss erst noch einmal eine Zwischenbemerkung machen, erzählen, wieso wir die zweite Auflage kriegten und überhaupt dazu kamen, das Buch neu zu machen. Immer der Reihe nach.

Also, der Vertiefungskurs hat auch 8 Schritte und die sind an der Beichte orientiert. Ach, du Schreck, wie es dazu kam? Es gab zur damaligen Zeit eine Art liturgischen Entwurf zur Beichte: Anrufung, Verkündigung, Besinnung, Beichte, Lossprechung, Dank. Und ich dachte, ich könnte das nehmen als Struktur für den Vertiefungskurs. Da hat mir meine Vorbereitungs- und Projektgruppe gesagt: Also, mit diesen erschlagenden Hauptworten wollen wir nichts zu tun haben! Und da habe ich versucht, diese Struktur zu übersetzen, und habe damals so eine Art Meditation gemacht zum Thema und bin darauf gekommen, das Ganze umzubenennen. Da heißt es dann: gerufen, gefragt, bedacht, bekannt, gelöst, erfüllt, gesegnet, begabt. Partizip, Perfekt, Passiv.

Daraufhin hat die Projektgruppe gesagt: Das nehmen wir, das ist ja wunderbar, das changiert ein bisschen, sowohl den Schwerkranken und Sterbenden betreffend – der wird ja auch gerufen, sozusagen ans Ende seines Lebens – als auch den ihn Begleitenden, der was lernen soll: der ist auch zwischen „gerufen“ und „begabt“, arbeitet an sich, denn das Material, das wir zum Arbeiten mitbringen, sind wir selbst. Etwas anderes an Handwerkzeug haben wir ja nicht anzubieten oder mitzubringen, nur uns. Also: Wir arbeiten in dem Vertiefungskurs nicht mehr an aktiven Verben, sondern an Haltungen, inneren Haltungen. Und trotzdem war das sehr umstritten, weil es im Grundkurs eine biblische Geschichte als Leitmotiv gibt und im Vertiefungskurs nur die mit einer Hilfskonstruktion (also Übergang von den Hauptworten zu Partizip Perfekt Passiv-Wendungen) gemachte Meditation der Beichte.

Und das war nicht so leicht zu vermitteln und klang ein wenig fromm: „gesegnet“, „begabt.“ Und bei „begabt“ war die Gabe dann auch noch das Abendmahl. Das führte schon beim Entstehen des Projektes dazu, dass man den Vertiefungskurs am liebsten ganz weggetan hätte. Gott sei Dank haben wir das nicht getan, denn das war, wie gesagt, der Schlüssel dazu, dass die Katholiken sagten: Das ist ein so geistlich profiliertes Modell, das die Beichte thematisiert. Am Ende des Lebens geht es um so etwas wie Lebensbilanz – so nennen das andere, die Anthroposophen machen Biographiearbeit, man muss es nicht immer Beichte nennen. Aber es geht doch darum – Elisabeth Kübler-Ross hatte das genannt das „Erledigen unerledigter Geschäfte“. Dazu Hilfen zu geben, also selbst das zu tun, und aufmerksam zu werden, wie mache ich das eigentlich, wie helfe ich anderen, die vor dieser Herausforderung stehen. Das sollte der Vertiefungskurs bringen, brachte er auch.

Es gab Hospizgruppen, die haben dreimal den Grundkurs gemacht, ehe sie sich einmal an den Vertiefungskurs wagten, wenn sie den aber einmal sich getraut hatten zu machen, dann haben sie nie wieder darauf verzichtet, weil der tiefer sitzt, innerer, innerlicher.

So, und nun gab's aber von den mehr säkularisierten Leuten oder weniger kirchlich Verbundenen immer wieder viel Kritik, und Celle nahm das auf und hat den Vertiefungskurs umgebrochen, die Hälfte stehen lassen und einen andern Schluss gemacht. Ich kann den nicht auswendig und ich weigere mich auch, das zu verinnerlichen, das müssen Sie einfach mal nachlesen. Das Buch gibt's nun zu kaufen, das heißt „Sterbende begleiten lernen“ und nicht mehr

„Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde“. Da kommt das „orthothanatologisch gesicherter Abgang“ und „Pädagogisierung“ stärker zum Ausdruck als in unserm Buch.

Nachdem ich dieses Buch gesehen hatte und traurig war („Das ist ja eigentlich das Leitungshandbuch, das zum Buch gemacht worden ist, und die Teilnehmermaterialien sind auf CD-ROM“), habe ich das nur überlebt, indem ich meine eigene zweite Auflage „Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde – Handbuch zur Begleitung Schwerkranker und Sterbender, korrigiert und ergänzt 2004“, noch einmal gemacht habe, DIN A 4-Größe, mit den Bildern von Hodler! ...

Und da habe ich dann das korrigiert und ergänzt, was ich, wenn ich es hätte machen dürfen, gemacht hätte. Da sind die ganzen Materialien wieder drin und vor allem die Hodler-Bilder. Und diesen Bildern haben wir zu verdanken, dass es überhaupt als Buch erschien. Das strahlende Rot, wie eine byzantinische Prinzessin, also hier: Theophanu. Der Beweis ist erbracht, hier neigt sich das Haupt, sie wird eingefallener, trauriger, melancholischer, sie kommt zum Liegen, die Rosen, die Uhr. Sie schwitzt und kämpft, sie ergibt sich, das Haupt neigt sich, sie atmet schwer, sie wird immer weniger. Als sie stirbt, malt Hodler nur den Genfer See und hat sie dann später auf dem Totenbett gemalt. Und ein Bild von ihr aus der Erinnerung, das ja sehr viel offener, weicher ist als das strenge byzantinische, und diese Bilder haben immer in den Kursen einen großen Eindruck gemacht und gehören eigentlich in das Buch ... und andere schöne Ergänzungen.

Also insofern kann man sagen, das ist eine Art Paket, was daraus geworden ist: „Celler Modell“. Ich hatte schon erzählt, es gibt auch so eine Art Paket, das heißt „Diakonisches Werk“. Also ich mache jetzt mal die Pakete mit den Büchern.

Das eine Paket heißt „VELKD“. Ich habe gearbeitet als Referent für die VELKD, ich habe schon erwähnt den Arbeitsbericht, die Geschichte der Hospizbewegung mit den Adressen. Ich habe noch nicht erwähnt: Meine letzte Arbeit für die VELKD war „Sterbenden Freund sein – Texte aus der Tradition der Kirche. Mittelalterliche Ars Moriendi“. Was wir machen ist ja nicht neu, ist ganz alt, aber es ist nicht zugänglich (und es ist vor allem nicht praktisch-theologisch zugänglich). Und ich habe gesagt: Es wird Zeit, die alten Texte mal wieder ans Licht zu zerren; das habe ich gemacht: „Sterbenden Freund sein“. ...

Ich will noch deutlich machen: Aus diesen Texten der Ars Moriendi hat der, der mit mir zusammen mitgearbeitet hat am „Celler Modell“, zweite Auflage des Leitungshandbuches, Wolfgang Weiß, ein Buch gemacht, das heißt „Im Sterben nicht allein. Hospiz – ein Handbuch“, das werden Sie kennen. Und da erwähnt er, dass er viel gelernt hat von denen, die in der Hospizarbeit tätig sind, meinen Namen hätte er ruhig mal erwähnen können, tut er nicht. Aber da „Zur Geschichte des Hospizes und der Hospizbewegung. Gastfreundschaft vom 4. Jahrhundert bis Ende des 19. Jahrhunderts“, dann „Ethik und Theologie der Hospizarbeit“ – da hat er ganz viel aus der Ars-Moriendi-Literatur verarbeitet. Also: Ich betrachte das immer als das Buchgewordene dieser Erstveröffentlichung (in Texte aus der VELKD 55/1993).

Nun will ich noch erzählen, weil das vielleicht ein sehr interessanter Vorgang war: Bei der Generalsynode gab es unter anderem einen Textentwurf von Manfred Seitz, Professor für Praktische Theologie in Erlangen. Und der hatte als Professor kleine feine Texte gemacht, die auch erschienen sind, aber die praktisch-theologisch zunächst nicht von großer Bedeutung wurden. In Aufsatzbänden von ihm ist das früh veröffentlicht. Einen dieser Texte schleppte er zu dieser Generalsynode an. Der heißt „Sterbende begleiten – Was können wir als Christen tun?“. So ein Faltblatt. Und das erschien in so einer Tüte. Die haben wir zu Zigtausenden an die Gemeinden verteilt. Wir wissen nicht, was aus dieser Tüte geworden ist. Meine Frau, die sagte damals – der Tod meines Schwiegervater lag nicht lange zurück –: „Ach, hätten wir das doch schon vorher gehabt. Was für eine gute Hilfe!“ „Elementare Hilfe für die Begleitung Sterbender“, das war auch ein Ergebnis dieser Generalsynode. Und das Tolle ist, das ist Gegenstand der Agenda geworden – merkt keiner mehr, sieht man nicht mehr. Also in der Agenda, Band drei: „Dienste an Kranken“, kommt dieses „Was können wir als Christen tun?“ als

Text vor und interessanterweise im Gesangbuch in verwandelter Sprache – also das ist ursprünglich eine typisch Seitz'sche Sprache, die ist manchmal auch ein bisschen sperrig und konservativ. Ich finde das immer wieder eindrucksvoll: Aus einem Vortrag, einer Vorlesung eines Theologen, wird eine Veröffentlichung in einem Aufsatzband, daraus wird ein Arbeitspapier für eine Synode, das wird als Handreichung an die Gemeinden gegeben und landet anschließend in der Agende und im Gesangbuch. Besser geht's nicht, finde ich.

Reimer Gronemeyer: Wo ist es im Gesangbuch? Auch hinten im Anhang?

Peter Godzik: Hinten im Anhang. Bei den Gebeten. „Was können wir als Christen tun?“ Da merkt man sofort, dass ist von dem ursprünglich Seitz'schen Text her abgeleitet. Und ich war natürlich auch stolz, sagen wir mal, es gab bestimmte Veröffentlichungen, die habe ich gemacht, und meine höchste Form, die ich erreicht hatte: Es gab gemeinsame Texte von katholischer Bischofskonferenz und evangelischer EKD „Kirche und Sterben, Tod und Trauer in unserer Gesellschaft“; und der hintere Teil über Sterbebegleitung in Gemeinde und Hospizbewegungen, der stammt von mir. Auch das ist nicht selbstverständlich, dass man sozusagen in die offiziellen Verlautbarungen von EKD und katholischer Deutscher Bischofskonferenz mit einem Text kommt, aus der „Umfangen vom Leben. Gemeinsames Wort für das Leben (1996)“.

Ich lass jetzt mal die ganzen kleineren Aufsätze, die findet man ja auch auf meiner Homepage, weg und sage nur, was bei der Diakonie alles dabei herausgekommen ist. Und das finde ich auch erstaunlich. ... Was ich Ihnen gezeigt hatte, diese Grundsatzerklärung vom Diakonischen Werk „Hospizarbeit“, dann ein Beitrag in der Zeitschrift „Diakonie“ über Ausbildungsmodelle und das letzte ist dieses „Hospizarbeit in Kirche und Diakonie“ wo ich etwas geschrieben habe über „Christliche Hoffnung über den Tod hinaus“ anhand der Bartimäus-Geschichte und die „Geschichte der Hospizbewegung“ – und zwar „Der barmherzige Samariter“ und „Die Heilung des Gelähmten“ als Leitfaden, um diese Geschichte zu erzählen.

Dass ich mich engagiert habe in Niedersachsen im Hospizverein für das Bistum Hildesheim, wissen Sie vielleicht, die LAG mitgegründet und auch mal die Geschichte der Hospizarbeit für die Hospizlandesarbeitsgemeinschaft Niedersachsen geschrieben habe – zusammen mit Karin Wilkening.

Reimer Gronemeyer: Diese Literaturhinweise wird man alle auf Ihrer Homepage finden?

Peter Godzik: Alle auf meiner Seite, die kommen da alle vor. Was ich jetzt erzähle, ist vielleicht eher eine Art Verknüpfung, die Ihnen deutlich macht, welches so die entscheidenden Motive waren.

Michaela Fink: Und diese erste Broschüre zur Geschichte der Hospizbewegung in Deutschland ist jetzt diese ...

Reimer Gronemeyer: Da kriegen wir auch noch einen Hinweis ...

Peter Godzik: Die gebe ich Ihnen mit. Das ist der Arbeitsbericht (Texte aus der VELKD 39/1990) und die erste Geschichte, die Dokumentation, die Geschichte mit den Adressen und so weiter und so fort (Texte aus der VELKD 47/1992). Sie können, wie gesagt, das alles auf der Homepage nachlesen. So, jetzt packe ich mal das, was wir schon erledigt haben, das Diakonische, alles weg.

Reimer Gronemeyer: Das ist ja eine ganze Bibliothek!

Peter Godzik: Sankelmark hatte ich Ihnen ja schon erzählt und komme auf eine Kleinigkeit und noch eine wichtige Ergänzung. Nämlich, mittendrin wurde ich gefragt, ob ich nicht ein Büchlein machen könnte, für Leute, die krank im Bett liegen. „Du bist nicht allein. Ermutigung in Tagen der Krankheit“. Das ist einmal bei GTB und einmal bei Kiefel erschienen und ist nichts weiter als Zettelkastenarbeit, lief aber ganz gut, ist ganz viel verschenkt worden. Also, dabei habe ich wieder gelernt: Was die Leute brauchen sind kleine einfache Texte, übrigens so wie dieses Buch über die symbolisch bedeutsamen Themen, nichts Langes, klein und treffend. Und das ist das Schwerste von allem, das zu finden.

Letzter großer Bogen: Bei der Generalsynode in Veitshöchheim ging es auch um das Thema „Hoffnung über den Tod hinaus“. Man konnte sich auf eine Erklärung damals nicht wirklich einigen, machte eine, aber die holperte noch und hatte so schwierige Stellen. Und es wurde (sc. von den Synodalen) auch wieder gebeten, die Bischofskonferenz damit zu beschäftigen, also die leitenden Theologen. Und klar war, die Referenten mussten natürlich jetzt dafür eine Vorarbeit machen. Reinhard Brandt war der theologische Grundsatz-Referent und Peter Godzik der Seelsorge-Referent, Professor Ulrich Kühn der systematische Theologe aus Leipzig. Wir haben damals Texte entworfen, die sind veröffentlicht worden. „Hoffnungsbilder gegen den Tod“. Und eine Rezension hat dazu geschrieben: „Hilfreiches im Westentaschenformat“. Was wir hier machen, ist nämlich: die Ganztod-Theologie mit dem Thema „Unsterblichkeit der Seele“ konfrontieren. Für alle Katholiken und alle Orthodoxe ist doch klar, dass wenn einer stirbt, seine Seele nicht stirbt; die ist unsterblich. Für die Evangelischen ist das platonisch und griechisch und falsch: Wir sterben mit Körper, Seele und Geist ganz und gar – das nennt man die sogenannte „Ganztod-Theologie“ – und werden von Gott neu geschaffen, neu gemacht, danach. Die Frage war immer: Was ist dann mit der eigenen Identität? Wo bleibt die eigentlich? Im Gedächtnis Gottes? Wie kann man biblisch legitim von der Unsterblichkeit der Seele reden?

Das ist natürlich nichts, was an uns natürlicherweise haftet, dann brauchten wir Christus ja nicht, wären natürlicherweise unsterblich. Sondern, mit Luther gesprochen, der Mensch ist unsterblich, solange Gott mit ihm redet. Solange Gott mit uns redet, im Zorn oder in der Liebe, sind wir unsterblich, weil er kein anderes Wort als ein unsterbliches Wort für uns hat. Also, unsere Unsterblichkeit ist eine geliehene, von Gott geschenkte, zugeeignete, aber eben: solange er mit uns redet ...

Und ich habe tapfer gegen den theologischen Grundsatz-Referenten, der die Ganztod-Theologie vertritt, aber sehr klug, aus seelsorgerlichen Gründen die andere Theorie hochgehalten und dabei das Erbe und Vermächtnis meines lutherischen Oberkirchenratskollegen Fritz Heidler verteidigt. Fritz Heidler, verstorbener Oberkirchenrat im Lutherischen Kirchenamt in Ost-Berlin, hat geschrieben: „Luthers Lehre von der Unsterblichkeit der Seele“ und „Die biblische Lehre von der Unsterblichkeit der Seele“. Und ich bin in gewisser Weise geistig sein Nachfolger, ich bin ihm nur ein einziges Mal begegnet auf der Treppe des Lutherischen Kirchenamtes in Hannover. Ich lud ihn ein zu einem nächsten Seminar nach Celle, und in der Vorbereitung auf dieses Seminar ist er gestorben. Er kam da nicht mehr zum Referat. Aber ich fühle mich immer in seinem Vermächtnis, in seiner Nachfolge, diese Thesen vertretend, und das haben Reinhard Brandt und ich, in einer sehr exzellenten Weise, finde ich, aufeinander zugeschrieben. Leider hat sich die Bischofskonferenz damit nicht befassen können. Der Grund: Wir kamen auf eine Bischofskonferenz, da gab es nur ein einziges Thema: Die Wiedervereinigung zwischen Ost und West musste kirchlich bewältigt werden und da hatte man keine Zeit für solche schönen Themen. Aber unsere Ausarbeitung und das Referat von Prof. Kühn durften veröffentlicht werden.

Das hat jetzt eine Folge: Ich bin in den Beirat des Vereins „Kinder auf Schmetterlingsflügeln e.V.“ in Pansdorf berufen worden, der südlich von Bosau am Großen Plöner See gerade ein Grundstück erworben hat, mehrere Hektar, und der dort ein Familienhospiz errichten will. Für Kinder, die sterben und für Kinder, deren Eltern sterben. Und da wird das ganze Familiensystem aufgenommen. Und deren Signet ist der Schmetterling – mit Elisabeth Kübler-Ross gesprochen: als Symbol der unsterblichen Seele. „In allem, was zu Ende geht, zeigt sich etwas, was weiter wächst und sich entfaltet“, sagt Cicely Saunders. Und die haben mich gebeten, nachdem sie mein Symbolbuch kennen gelernt haben, ihnen ein Buch über Schmetterlinge zu schreiben. Und das ist im Entwurf fertig und wird heißen: „Was weiß die Raupe schon vom Schmetterling? Ein Handbuch für Kinder und Erwachsene, die vor den schwierigen Fragen von Leben, Tod und Auferstehung stehen“. Und da rede ich natürlich nicht nur naturwissen-

schaftlich über Schmetterlinge, sondern über den Schmetterling als Symbol für das, was danach kommt. Ich hoffe, dass das nächste Jahr erscheint irgendwann.

Wir bearbeiten gerade die Abdruckrechte für fremde Texte, also da kommen Gedichte und Geschichten über den Schmetterling vor von Nina Seidel über Hermann Hesse, Goethe, Elisabeth Kübler-Ross und wer da alles noch etwas dazu beigebracht hat.

Ja, und letzte Kleinigkeit – hat auch etwas damit zu tun – wir haben mal eine kleine Handreichung gemacht: „Erste Hilfe für Eltern, die ihr Baby verlieren und alle, die sie unterstützen wollen“. Dazu habe ich einen kleinen Text gemacht „Der Trost des christlichen Glaubens“. Und dabei habe ich folgende Erfahrung gemacht: Es gibt Menschen, die haben ein Kind verloren und gestalten dann eine Art Internet-Gedenkseite. Hin und wieder wird gerade dieser Text genommen als tröstlich. Auch das ist ein schönes Gefühl: Wenn man so etwas formuliert, denkt man nicht, das mal Leute (ohne dass sie einen fragen, die sind dann nur durch das Internet darauf gekommen) das nehmen und sagen „Darin finden wir uns wieder“ und drucken das ab als Gedenkblatt für ihr Kind.

Das Heft ist übrigens eine Kurzfassung von Hannah Lothrop's tollem Buch. So, jetzt weiß ich nichts mehr zu erzählen, außer Fragen zu beantworten ...

(Pause)

Reimer Gronemeyer: Ich meine, ich versuche diese Frage jetzt einigermaßen intelligent zu formulieren. Also ich finde, wenn ich es mal sehr subjektiv sage, dass die Hospizbewegung vielleicht einen Prozess der Säkularisierung durchläuft, die ich im Übrigen bedenklich finde oder bedauernswert, sagen wir mal lieber. Also die Frage noch einmal: Aus Ihren Worten ist sehr deutlich geworden, dass sich eigentlich die Hospizbewegung aus christlich orientierten Betrachtungs- und Umgangsweisen entwickelt. Kann man das so sagen, dass das eigentlich der Kern der Sache gewesen ist?

Peter Godzik: Ja, mit der Einschränkung: christlich orientierte engagierte Menschen, aber nicht die Kirche! Die Kirche als Institution war eher zögerlich, die hat das mit diakonischen Einrichtungen zu tun, mit Macht, mit Geld, mit Claims, mit Rücksichtnahmen Institutionen gegenüber. Die Hospizbewegung ist eine Bürgerbewegung, die kommt von unten. Ich habe den Eindruck gehabt, als würde die Urgemeinde noch mal wieder erfunden. Also, alles fängt von vorne an, über einer wichtigen Frage entdeckt man, worauf es ankommt, liest in heiligen Schriften, stützt sich gegenseitig, und das ist ein zutiefst geistlicher Vorgang. Das ist wahr. Ich bin einer, der über die ehrenamtliche Schiene kommt, ich bin in der Hospizarbeit nicht hauptamtlich tätig gewesen, immer nur ehrenamtlich. Ich habe meine hauptamtliche Tätigkeit als Theologe in den Dienst dieser ehrenamtlichen Bewegung gestellt und sie versucht zu verstehen, zu übersetzen und geistliche Impulse so zu geben, dass ich gesagt habe: „Ich bin begeistert, ich schütze das, ich stütze das, aber ich entdecke auch, das gab es schon mal, und ich erzähle euch davon, von der Ars-Moriendi des Mittelalters“. Und in der Ausbildung geht es ohne geistliche Dimension meiner Meinung nach nicht.

So, und wenn man jetzt sieht: Wir sind in einer Situation der zweiten, der dritten Hospizgeneration, der Konsolidierung, der Professionalisierung, wir müssen Qualitätsmerkmale erbringen, es geht plötzlich auch um viel Geld und wir müssen Standards halten. Und auf einmal spürt man, aha, zwei Berufsgruppen kommen weiter nach vorne:

- Die Ärzte, und zwar Palliativmediziner. Jetzt heißen die Hospizvereine oder -verbände gar nicht mehr Hospizverband, sondern Hospiz- und Palliativverband. Und überwiegend übernehmen jetzt wieder Palliativmediziner die Führung.
- Und Schwestern, die sich als Palliative Care-Schwester ausbilden lassen und Palliativpflege als Schwerpunkt haben. Also z. B. Gerda Graf ist für mich so ein Beispiel dafür. Eine hochprofessionelle Krankenschwester, Pflegekraft, Pflegedirektorin, die ihre Berufsleidenschaft hineinbringt.

Und natürlich habe ich als Theologe niemals etwas gegen die Berufsleidenschaft anderer Berufe. Es ist toll, wenn der Arzt das mit Begeisterung macht. Es ist toll, wenn die Schwester

das mit Begeisterung macht. Aber ich habe ein Bedenken, das habe ich in Sankelmark erlebt. Wenn über Schmerztherapie am Krankenbett geredet wird und mit Leidenschaft Arzt und Schwester ihre Mittel der Wahl, ihre Methoden zur Schmerzlinderung vortragen und dabei kein Theologe überhaupt auch nur vorkommt, dann ist das nicht mehr multidisziplinär genug und ignoriert einen Teil des Schmerzbereiches, eine Dimension des Schmerzes, der muss vorkommen! Es geht um Abschied und es geht auch darum: Wohin geht es?

Ich habe das mal in ein Bild gekleidet, das war ja auch der Grund, weshalb ich die Vortragseinladung nach Wien bekam. Ich sagte: „Die Leute sterben in geistlicher Steißlage“, wenn Sie verstehen, was ich meine. Bei der Geburt ist Steißlage eine Komplikation und man versucht, das Kind zu drehen, in Kopflage zu bringen, dann ist es leichter für Mutter und Kind. (Ich habe übrigens gelernt: Der Druck ist so groß, dass man natürlich auch ein Kind in Steißlage gebären kann. Und dass es ausgerechnet die Ehefrau von dem Wiener Professor Andreas Heller ist, die ein Kind in Steißlage geboren hat, und ich erzähle als Mann etwas über die geistliche Steißlage, das war nicht so toll, in Klammern. Ich war der einzige Mann unter ganz vielen Frauen und erzähle da etwas über Steißlage bei der Geburt. Man soll sich als Mann in bestimmte Themen nicht einmischen.) Egal, was ich meine ist, Menschen sterben, indem sie zurück in ihr Leben gucken, keine Idee und Perspektive haben, nach vorne zu schauen, was kommt, darüber nichts wissen und sozusagen klammern, halten. Die sterben trotzdem. Man wird durch seine geistliche Steißlage im Sterben hindurchgerissen.

Ich möchte gerne als Theologe dazu beitragen, dass Leute in eine geistliche Kopflage kommen. Das heißt nicht Verkopfung, sondern heißt zu wissen: Was kommt danach? Es gibt ein wunderschönes Bild von Kees de Kort aus seinem Bilderbuch von der Heilung des Gelähmten. Die Freunde tragen den doch da rauf aufs Dach. Und da liegt dieser Gelähmte da oben und es gibt vier Personen, die handeln. Und ich habe immer gesagt, das sind die typischen Professionen – habe ich auch beschrieben in diesem einen Büchlein von der „Hospizarbeit in Kirche und Diakonie“ – in der Hospizarbeit. Jemand ist am Kopf des Patienten zugange, pflegend, durststillend. Ein anderer ist da, kommt hinzu hilfreich mit einer Decke, das ist der Ehrenamtliche, das andere ist die Schwester sozusagen. Dann steht da jemand und konzentriert sich komplett mit einer Stange auf das Lösen der Steine des Daches. Dazu habe ich immer gesagt: das ist der Arzt, der Palliativmediziner, der hat eine spezielle Aufgabe, der muss nämlich die Verkrampfung lösen. Schmerztherapie heißt Lockern, Druck wegnehmen, das ist natürlich metaphorisch gemeint. Der konzentriert sich nur auf eine ganz spezielle Aufgabe, wie kriegt man den Verband wieder gelockert, der so verhärtet ist und der Schmerzen macht. Und ein Vierter ist tätig, der nimmt Dachpfannen oder Steine weg und öffnet ein Loch. Da sag ich immer: Das ist der Theologe. Der soll gefälligst mal sagen, wo das hingeht. Der könnte sich natürlich auf Paulus berufen: „Wir sollen fröhlich sein mit den Fröhlichen und weinen mit den Weinenden“ und dann meinen, den Arzt verdoppeln zu müssen, oder den Ehrenamtlichen verdoppeln wollen oder vielleicht auch die Pflegekraft – das ist aber alles nicht seine Aufgabe. Der soll mal das Loch zeigen, durch das es jetzt geht. Das hätte ich gerne, wenn wir das wieder entdeckten, nie vergäßen. Dann ergibt sich – also, wenn der andere weiß, dahin geht es, dahin könnte es gehen und dahin begleite ich ihn auch – Mitatmen, Beten, Nahesein, dann kriegt das eine geistliche Dimension und die brauchen wir. Und wenn die verloren gehen sollte, dann fände ich das sehr schade für die Hospizarbeit. Ich hab also zwei Sorgen: Erstens, dass die Profis das Übergewicht über die Ehrenamtlichen bekommen. Zweitens dass man die geistliche Dimension zwar nennt, aber nicht wahrhaft kundig betreibt, mit einbezieht.

Reimer Gronemeyer: Das ist natürlich zugleich im Grunde genommen auch eine Äußerung über die Zukunft. Also – wenn das geschieht, dann ist die Hospizbewegung, sagen wir mal, etwas geworden, was sie am Anfang jedenfalls nicht wollte.

Peter Godzik: Naja, um die Zukunft ist mir insofern nicht bange, es gibt die entsprechenden Paragraphen im SGB V ...

Reimer Gronemeyer: 39a.

Peter Godzik: Da gibt es Gelder, es gibt Qualitätsstandards, es kommt vor, es gibt Einrichtungen und es geht nicht ohne Ehrenamtliche, es geht nicht ohne Vereine, die Rückendeckung geben. Also, die Hospizbewegung hat auf ihrem Wege eine gewisse Mischung hergestellt, die stimmt, das ist gewissermaßen „unkaputtbar“, würde ich mal so sagen. Insofern bin ich zuversichtlich. Und es ist vor allen Dingen auch gelungen zu sagen: Es ist ein Ort, wo gelernt wird. Es müssen nicht alle Leute im Hospiz sterben. Das werden sie nicht tun. Aber es ist der Ort, wo exemplarisch daran gearbeitet wird. Die Mischung muss stimmen, Arzt, Pflegekraft, Ehrenamtlicher, Psychologe oder Geistlicher, und es wird so sein. Die Hospizbewegung muss nur aufpassen, dass, wenn es wieder schief wird, wenn die Gewichte sich verschieben, Selbstkorrektur eintritt, und auch da hoffe ich, dass die Kräfte kräftig und deutlich genug sind, diese Balance immer wieder herzustellen. Also, wenn man etwas schwer vermisst, muss es wieder hergestellt werden. Ich bin da eher sehr optimistisch, dass wir nicht falsch werden können, weil der Anfangsimpuls richtig sitzt. Also, wenn man sich dann erinnert, wie war das doch gemeint, dann muss man doch die Irrtümer alle wieder eingestehen und korrigieren. Das ist in der Kirche genauso. Wenn wir in der Kirche auf einem falschen Weg sind, lesen wir in der Bibel und merken, aha, falscher Weg. Wenn die Hospizbewegung auf dem falschen Weg ist, brauchen wir nicht in der Bibel nachzulesen, sondern wir lesen in unseren eigenen Grundsätzen, die wir formuliert haben und die korrekt sind und die komplett sind, nach und stellen fest, aha, da liegt der Hase im Pfeffer und dann kriegen wir das auch wieder hin.

Reimer Gronemeyer: Das war ein wunderbares Gespräch! Das sage ich jetzt nicht nur so, sondern es war ein Gespräch, bei dem wichtige Inhalte da waren ...

(Aufnahme-Stopp)

Kurzbiographie

Peter Godzik, Jahrgang 1946, wuchs in Flensburg auf und machte dort 1966 sein Abitur am Alten Gymnasium. Nach einem zweijährigen Wehrdienst bei der Luftwaffe studierte er von 1968 bis 1972 Theologie in Kiel und Hamburg. Das Vikariat führte ihn zunächst nach Bogotá/Kolumbien und dann zurück nach Kiel. Er war zwölf Jahre Gemeindepastor in Büdelsdorf, sechs Jahre Oberkirchenrat im Lutherischen Kirchenamt in Hannover, viereinhalb Jahre Prediger am Dom in Schleswig und ist nun seit knapp neun Jahren Propst des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg mit Sitz in Ratzeburg. Er ist verheiratet und hat vier erwachsene Töchter. Er ist Mitautor und Herausgeber einiger Bücher, u. a. „Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde“ und „Zum eigenen Leben finden“. Weitere Veröffentlichungen sind in Vorbereitung.